

Österreich-Ungarns Vernichtung?

Autor(en): **Brockhausen, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **17 (1916-1917)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749263>

Nutzungsbedingungen

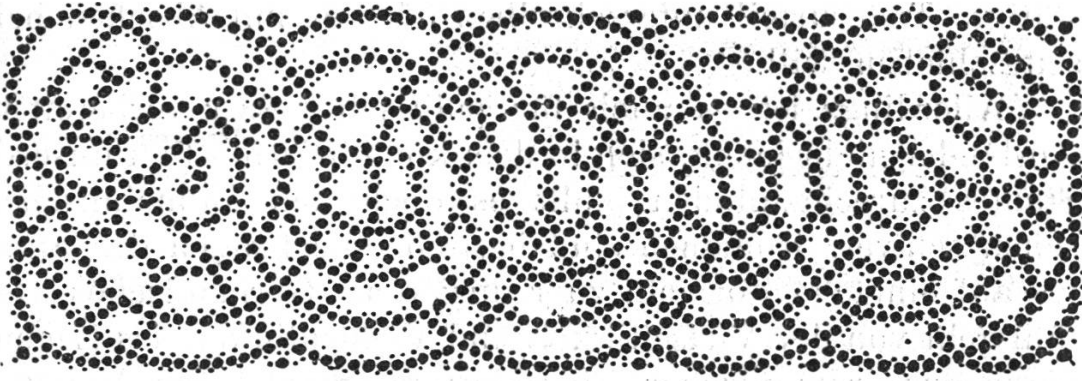
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ÖSTERREICH-UNGARNS VERNICHTUNG?

Motto: „In Europa müssen Verhältnisse geschaffen werden, die Österreich-Ungarn als Staat zerstören.“

Bissolati, italienischer Minister.

Der italienische Minister Bissolati hat in einer Unterredung mit dem Vertreter der amerikanischen *United Press* den menschenfreundlichen Gedanken ausgesprochen, dass es für Europa wünschenswert sei, Österreich-Ungarn als „Staat“ zu zerstören. Abgesehen davon, dass es mit der Vollstreckung dieses Urteils — wie der bisherige Verlauf des Krieges zeigt — seine guten Wege hat, verlohnt es sich doch, einigermaßen darüber nachzudenken, was denn eigentlich das Objekt dieses Sprengversuches ist und welche Wirkung er bei seinem Gelingen für Europa haben würde.

Diesem Zwecke soll eine möglichst objektive staatsrechtliche Untersuchung über den Aufbau der österreichisch-ungarischen Monarchie und über deren internationale Stellung in der europäischen Völkerfamilie dienen, damit jedermann erkenne, welche Funktionen dieses Staatsgebilde bisher geübt hat, welche es noch übt und welches seine natürliche Zukunftsaufgabe ist. Der Leser möge dann selbst die Schlüsse ziehen, was für Folgen der Wegfall dieser Macht für die übrigen Staaten Europas hätte — ich unterlasse es absichtlich, seinem Urteile vorzugreifen. Er möge selbst prüfen, ob er das von Bissolati gefällte, übrigens von der *Times* be-

stätigte Todesurteil unterschreiben oder es mit Abscheu beiseiteschieben will.

Allerdings ist es auch für politisch besser vorbereitete Ausländer nicht leicht, sich in dem komplizierten Bau unseres Staates zurechtzufinden; fällt es doch den Einheimischen schon schwer. Romanen sind bestrebt, die Fragen des Staates auf einfache Formeln zu reduzieren. Germanisches Gefühl geht von der Vielseitigkeit und Vieldeutigkeit des Lebendigen aus; romanischer Einschlag im Staatsleben bedeutet daher einfache, oft kahle Schemata — germanischer Einschlag hingegen Mannigfaltigkeit, aber auch Unübersichtlichkeit. Wir kennen das schon an den Staats- und Kommunal-einrichtungen unserer englischen Vetter; eine solche Fülle des Nebeneinander und Gegeneinander jedoch wie bei uns in Österreich-Ungarn ist trotzdem eine Seltenheit.

Wir bezeichnen unseren Staat Österreich-Ungarn als eine Doppelmonarchie, aber dieser aus der Not geborene Name verdeckt die staatsrechtliche Schwierigkeit, ohne sie zu klären. Wie die staatsrechtliche Auslegung dieses Verhältnisses versucht wurde, möge folgende Blütenlese aus den Definitionen der Theoretiker lehren:

Biedermann spricht von einem Staatenstaat, einem Zentralstaat, dessen Vorhandensein er historisch begründet. Auch Ulbrich (Prag) erklärt: ein zusammengesetzter Staatskörper ist da. Tezner (Wien) verteidigt die staatsrechtliche — nicht bloß völkerrechtliche — Beschaffenheit der Gesamtheit. Gumpowicz (Prag) spricht von einer Monarchie, die aus zwei Staaten besteht, Dantscher (Innsbruck) von einem Bundesstaate, und zwar von einem monarchischen, hingegen Jellinek (Heidelberg) von einem Staatenbunde. Ähnlich Seidler (Wien) von einem Verbandsstaat zweier souveränen Staaten. Juraschek (Wien) nimmt Realunion an, ebenso Herrnritt (Wien); die Ungarn mit Vorliebe eine bloße Personalunion. So viele Formeln hat die Theorie aufgestellt.

Wenn es der Zweck eines Staates wäre, einer theoretischen Formel genau zu entsprechen, Österreich-Ungarn hätte seinen Zweck verfehlt. Zum Glück sehen die Dinge im wirklichen Leben etwas anders aus, als eine Definition sie wieder-

gibt. Darum will ich zuerst historisch erklären, was geworden ist; dann deduzieren, was ist.

Man behauptet oft, dass die Grundlage, auf der ein Staat erbaut wurde, maßgebend sei für die Richtung, in der er sich weiterbewegt. Unser Staat bildet ein Schulbeispiel hierfür. Historisch beglaubigt erscheint er erst im zehnten Jahrhundert als ein Bollwerk Deutschlands gegen die südöstliche Gefahr, die der europäischen Kultur von seiten nomadisierender Steppenvölker drohte — eine Ostmark des Reiches. Die Sage allerdings knüpft an eine Gründung Karls des Großen an, und ein großes Sandsteinrelief an der Peterskirche zu Wien stellt dar, wie Karl der Große hier eine Kirche erbauen lässt. Urkundlich nicht einwandfrei sichergestellt, erkennen wir hier das Bestreben, dunkle historische Entwicklungen an bekannte Namen anzuknüpfen. Aber sicher ist, dass an jener Völkerpforte, wo die Alpen in einem letzten, waldumkränzten Gebirgsbogen jäh zur Donau abfallen und sich in der Ferne die Karpathen erheben, dass hier eine Grenzwehr erstehen musste, sollte nicht immerfort Europas Kultur von jenen unermesslich zahlreichen und von Zeit zu Zeit heuschreckenartig einbrechenden asiatischen Stämmen erdrückt werden. Hunnen, Avaren, Tartaren und zuletzt die Türken waren es, die das ganze Mittelalter hindurch bis tief in die Neuzeit hinein ihre Angriffsversuche unternahmen. Wohl wechselte das Kriegsglück; aber niemals seit der Gründung der Ostmark hat es sich wiederholt, dass jene Ostvölker wie einst die Hunnen bis in das Herz Frankreichs, bis zur Marne, vordringen konnten. Wien jedoch haben die Türken zweimal belagert (1529 und 1683), und noch heute erinnert der Türken-schanzpark im Innern Wiens, der Türkensturz in seiner Umgebung und erinnern manch andere Namen an die Gefahren, die an dieser Stätte von Europa abgewendet wurden. Heute ist es das halbasiatische Russland, welches mit dem Schwergewichte seiner brutalen Masse gegen das viel kleinere Europa vordrängt. Von dem Kerne des Großrussentums hat es sich erobernd und unersättlich nach allen Seiten ausgedehnt, einen Nachbar nach dem andern unterjocht, nicht höhere Kultur bringend, sondern weit öfter eine solche zer-

stampfend. Nicht Glück und Wohlstand, sondern äußerste Armut ist das Bild des Gesamtvolkes.

Sehr interessant sind für uns die Bekenntnisse der großen slawischen Vorkämpfer in Österreich, die stets hervorgehoben haben, welch ein breiter Riss durch die slawische Welt geht, wie bei den einen der mächtige Drang nach westlicher Kultur, nach Bildung und Freiheit gegeben ist, wie sie sich fürchten vor der östlichen Hochflut, die von den anderen, den Großrussen, ausgeht und die gekennzeichnet ist durch die Schlagworte: Zarismus, Asiatentum, Moskowitertum, byzantinische Erstarrung, Aberglauben. Und das war noch zu einer Zeit, da Russland — wenigstens das offizielle — eine Annäherung an den Westen suchte. Das Symbol für diesen Versuch war die Verlegung der Hauptstadt aus dem heiligen Moskau, die Gründung einer modernen Hauptstadt und die gewiss auffällige Benennung mit einem dem Deutschen nachgebildeten Namen, „Petersburg“. Aber gerade jetzt nennt der Zar seine Hauptstadt Petrograd. Diese Umtaufe ist der bewusste Bruch mit einer Vergangenheit, welche freundlichen Familienanschluss an die westliche Kultur gesucht hatte. Es ist die Nachgiebigkeit eines ängstlich gewordenen Zaren an die kulturfeindlichen und beutegierigen Elemente seines Staates. Der Drang nach Westen bedeutete einst in Russland: Wir wollen eure Kultur aufsuchen. Jetzt bedeutet er: Wir wollen euch erobern; eure Kultur hingegen, ihr verderbten Westler, wünschen wir nicht. Eher mögt ihr unsere heilige Steppenkultur annehmen!

Und deshalb bilden wir mehr als je die Schutzmauer Europas; denn Europa ist klein und Russland ist gross — und insbesondere die Schutzmauer für alle jene Slawen, die nicht untergehen wollen in der Völkerstampfe, und zwar nicht nur der Polen, Tschechen, Slowenen, Ruthenen und der Südslawen, sondern auch der aufwärts- und vorwärtsstrebenden Balkanvölker, denen davor graut, dass aus dem Zarfreyer ein Zarbedrucker werden soll. Kaum befreit, werden sie von einem neuen Joch bedroht. Jenes Russland, welches Petrograd zur Hauptstadt hat, würde auch unsere Slawen und die Balkanstaaten, um sie in seine Kreise zu ziehen,

östlich wenden, müsste ihnen seinen Ideenkreis aufhalsen. Dies ist die Zukunftsfrage nicht nur für uns, sondern für ganz Europa. Europa steht vor dem Schrecknis: soll sein ganzer Osten und Süden bis ins Herz Europas hinein eine große retrograde Bewegung mitmachen oder soll es vorwärtsgehen? Und so bilden wir den Kulturdamm, den von zwei Seiten anzubohren ein Verbrechen ist im Sinne aller Westlichdenkenden.

Es ist ein ganz beispielloser Fall. Noch niemals hat die Weltgeschichte ein Staatsgebilde erlebt, welches ein volles Jahrtausend hindurch nicht bloß dem eigenen Selbstzweck diene, sondern zugleich höheren Interessen der Menschheit dienen musste. Von Anfang an war sein altruistischer Zweck festgelegt. Es war ein Staatsgebilde dienender Art. Selbst, indem es sich verblutet, erfüllt es seinen Zweck, Torwacht zu sein, Wächter des Tales.

Dieser inneren Staatsidee entspricht seine äußere Geschichte. An das kleine Stammland Ober- und Niederösterreich schließen sich sukzessive die eines gleichen Schutzes bedürftigen Grenzländer Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland, also die Grenzlinie von den Alpen bis zur Adria, zumeist mittels freiwilliger Verträge, an. Das große Ereignis, der Zusammenschluss aller Sudeten- und Karpathenländer an die von den Ostalpen zusammengehaltenen Stammländer, vollzieht sich 1526, nach der Besiegung Ungarns, gegen die Türken — formell als das Ergebnis vorteilhafter Heiraten des Stammhauses Habsburg. *Alii bella gerant, tu felix Austria nube* — andere mögen Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate! um groß zu werden — so hieß es damals. Und noch auf lange hinaus erscheint Österreich als ein zusammengeheirateter Staat, der auf höfischen und diplomatischen Arrangements beruht, auf Heiraten und Erbverträgen.

Aber so bedeutungsvoll dieser dynastische Zusammenhalt in der Geschichte Österreichs hervortritt und von so ungewöhnlicher Bedeutung er für die Gemütsseite der seit Jahrhunderten vereinten Völker wirkt, so hat die alte Schulformel: *tu felix Austria nube* durch die neuere Geschichtsforschung zwar nicht eine Korrektur, wohl aber eine tiefere Begründung

erfahren, nämlich durch die Erkenntnis, dass Heirat und Erbfolge nur die äußere Erscheinung für tiefere innere Notwendigkeiten waren. Durch Heiraten hat die Dynastie der Habsburger noch so manches andere Land erworben: Spanien, die Niederlande, Teile des heutigen Deutschen Reiches — sie alle gingen im Laufe der Zeit wieder verloren. Was aber überdies durch geschichtliche, geographische und wirtschaftliche Notwendigkeiten zusammenkam, das blieb: ein großes, zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet, von der Donau und ihren Nebenflüssen durchzogen, umwandet von den Gebirgszügen der Alpen und Karpathen; es blieb, weil dieses Gebiet trotz Völkerverschiedenheit eine Einheit bedeutet.

Zwei historisch und staatsrechtlich gleich wichtige Ereignisse, jedes an einem Wendepunkt der österreichischen Geschichte stehend, mögen dies illustrieren. Als 1526 durch den Tod Ludwigs II., Königs von Ungarn und Böhmen, der vorgesehene Erbfall eintrat, da nahmen die Stände sowohl in Ungarn als auch in Böhmen, um den dynastischen Erbverträgen zum Trotz ihr althergebrachtes Wahlrecht zu dokumentieren, formell die Wahl vor; aber sachlich konnte doch nur das Haus Habsburg gewählt werden, dessen Ostmarkländer allein den Schutz gegen die östliche Gefahr boten. Ferner, als zwei Jahrhunderte später dieses Herrscherhaus im Mannesstamme erlosch, also das Erbrecht aufhörte, da änderten diese Länder ihr Erbfolgerecht, um der weiblichen Nachkommenschaft die Thronfolge zu sichern und somit beisammenzubleiben. Also erfolgte im ersten Falle der Zusammenschluss trotz des Wahlrechtes der Stände, und im zweiten Falle blieb der Zusammenhang aufrecht trotz des ursprünglich mangelnden Erbrechtes; das heißt die innere Notwendigkeit setzte sich gegen alle formalen Bedenken durch.

Somit beruht der österreichische Staatsgedanke auf mehrfacher Basis. Auf der Gemeinsamkeit des Herrscherhauses, auf der geschichtlichen Notwendigkeit der Verteidigung nach außen und auf der geographischen Geschlossenheit als Wirtschaftsgebiet.

Dieser vierhundertjährige Bestand der Monarchie hat seither noch einigen Zuwachs zu verzeichnen: den Erwerb

der Karpathengrenze in Siebenbürgen, das den Türken späterhin abgerungen wurde, Galizien infolge der Teilung Polens, Teile der östlichen Adria nach den napoleonischen Kriegen und seit 1879 Bosnien und die Herzegowina. Diese Erwerbungen der letzten zwei Jahrhunderte könnte man leicht als Expansionsbestrebungen deuten. — In Wahrheit sind es Zerfallsprodukte benachbarter Staaten, die uns mit unabweisklicher Notwendigkeit, zum Teil fast ohne unser Hinzutun, zufielen. Denn immerfort zeigt sich ungefähr seit dem Ende des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung das gleiche Gesetz: hier, im Mittelpunkte Europas, haben sich beinahe alle europäischen Nationen zusammengefunden. Germanen, Romanen, Slawen, Magyaren treffen hier zusammen, wurden zum Teil von außen her hier zusammengepresst, vermischten im Innern ihre Siedlungen und schlossen sich zusammen, um nicht zermalmt zu werden. Um den Kern der alten Ostmark lagerten sich die neuen Ankömmlinge, stetig stieg die Zahl der Nationen, und heute zählen wir deren zehn in folgenden runden Zahlen:

Deutsche 12 Millionen, Magyaren 10, Tschechen 8,5, Polen 5, Ruthenen 4, Rumänen 3,3, Serben und Kroaten 5,7, Slowenen 1,3, Italiener 0,8, zusammen rund fünfzig Millionen.

Dem, der gewohnt ist, Staat und Nation als etwas Zusammenfallendes zu betrachten, muss dieses Völkergewirr als etwas Unfassbares erscheinen, und dieser Eindruck wird noch gesteigert, wenn man die bunte Völkerkarte im einzelnen betrachtet. Denn obwohl jede dieser zehn Nationen „Stamm-sitze“ hat, wo die Mehrzahl geschlossen beisammenwohnt, ist doch fast keine von ihnen von den übrigen abgesondert angesiedelt, so dass sich durchgehend scharfe Grenzlinien ziehen ließen. Die Buntheit wird zur Buntscheckigkeit, wenn man bedenkt, dass der stärkste Stamm, die Deutschen, nicht nur in wesentlichen Kronländern konzentriert lebt, sondern in Böhmen, Mähren und Schlesien oft seltsam durcheinandergemischt mit Tschechen und Polen, ferner eingesprengt zwischen Magyaren und Rumänen im Osten, mit Slowenen und Italienern im Süden. Und ebenso ist der zweitstärkste Stamm, die Magyaren, nur zum Teil auf größeren Gebieten

beisammen, überwiegend durch Slowaken, Ruthenen, Rumänen, Kroaten, Serben und Deutsche getrennt; ebenso natürlich die Tschechen, die Südslawen und die Italiener.

— Mit diesen beiden Tatsachen, dem geschichtlichen Zusammenrücken der Völker, die an den Ostalpen und an den Karpathen leben, und der Mannigfaltigkeit der Völkerindividuen sind sowohl die zusammenhaltenden als auch die trennenden Elemente dieses Staatswesens angegeben; und nun gilt es, aufzuklären, wie diese beiden gegensätzlichen Faktoren aufeinander gewirkt haben.

Ich beginne, nachdem ich die Geschichte des Zusammenwachsens in großen Umrissen zu zeichnen versucht habe, mit der Kehrseite des Bildes, mit den zentrifugalen Kräften. Nicht einzelne Individuen, nicht vereinzelt Landstriche kamen unter die Herrschaft der Habsburger, sondern organisierte Länder, Staaten und staatsähnliche Gebilde. Dadurch war vor allem die Tatsache festgestellt, dass der Kern jeder Nation, das sesshafte Landvolk als solches verblieb und dass ein Versuch, die Nationen als solche zu entnationalisieren, aussichtslos sein musste. Tatsächlich zeigt sich denn auch, dass seit den ältesten historischen Nachrichten bis auf den heutigen Tag die nationalen Verhältniszahlen trotz Nationalitätenhader, Grenzstreit und gelegentlicher Bedrückungsversuche immer so ziemlich die gleichen geblieben sind. So ist in dem von Nationalitätenstreit am härtesten heimgesuchten Kronlande Böhmen trotz der Hussitenkriege einerseits und der Gegenreformation andererseits das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen immer rund ein Drittel zu zwei Dritteln als Konstante geblieben mit verschwindender Wellenbewegung. Ebenso haben energische Magyarisierungsversuche, die in Ungarn seit fünfzig Jahren unternommen wurden, in dem Gesamtverhältnis, wonach die Magyaren ungefähr die Hälfte der Bewohner Ungarns bilden, keine nennenswerte Verschiebung zu erreichen vermocht. Geburtenüberschuss, Kindersterblichkeit, Auswanderung, Arbeitsgelegenheit und Hygiene sind es, die stärkere Wandlungen hervorrufen als politische Bestrebungen; und als Gesamtergebnis bleibt eine wenig veränderte Konstante der Verhältniszahlen der Nationen von

heute gegenüber allen beglaubigten historischen Nachrichten — die Nationen sind innerhalb der kurzen Spanne Geschichte, die wir als Neuzeit übersehen, unsterblich . . .

Anders sieht es mit der staatsrechtlichen Gestaltung aus. Wir sahen, wie sich seit einem Jahrtausend um die Ostmark Land um Land gruppierte; jedes dieser Staaten- oder staatenähnlichen Gebilde schloss sich nicht vorbehaltlos an, sondern mit möglichster Wahrung seiner Sonderstellung, mit seinen Privilegien und seinen Reservaten, wenn wir uns der alten technischen Ausdrücke für diese Sonderbestrebungen bedienen wollen. Das Herrscherhaus suchte nun aus diesen mit großem Eigenbewusstsein vorsichtig und mit Vorbehalt eintretenden Ländern einen Staat zu schmieden; dies war seine Hauptaufgabe. Aber jedes Land hatte bereits seine staatliche Organisation, die der Stände, also der bevorzugten Schichten: Großgrundbesitzer, Kirchenfürsten, Adelige, Bischöfe, Äbte. Diese Stände wollen ihre Macht selbstverständlich behaupten; die aber fußt im speziellen Kronland, also widerstreben die Stände jeder Zentralisation. Sie haben die Macht und das Geld; sie stellen die Miliz, sie bewilligen die Steuern.

Um aus Ländern einen Staat zu formen, müssen sich die Habsburger Geld und Macht von eben jenen Ständen verschaffen, auf deren Rücken sie emporsteigen wollen. Die Schwierigkeit dieser Doppelaufgabe hat unsere kulturelle Entwicklung verlangsamt: ein unaufhörlicher Kleinkrieg, Kompromisse und Provisorien bezeichnen daher den Werdegang des Staates. Keine großzügige Tat geschieht ohne kleinliche Hintergedanken. Wenn der Staat ein Bergwerk eröffnet, so denkt er dabei nicht bloß an die finanzielle Wirkung, sondern auch an das Ämtlein, das sich in die Bevölkerung senkt und seine Getreuen belohnt. Hinwiederum, wenn die Stände für Glaubensfreiheit kämpfen, vergessen sie nicht die Pfründen oder die Klosterwiese, die ihrem Besitze zuwächst. Es ist ein steter Kampf unter einer Maske, und jeder große Gedanke bedarf des Vorspannes kleiner Interessen.

Zwei Mittel vor allem wandten die Habsburger an: durch Schwächung der Stände und durch Vereinheitlichung der Verwaltung wird die Zentralidee durchgeführt; durch den

Absolutismus hindurch sollte Österreich zur Einheit gelangen. Wie, kann ich hier nicht im einzelnen ausführen. Stehende Heere, neue, von den Ständen unabhängige Finanzquellen, gelehrte Beamte, Juristenherrschaft, römisches Recht, Katholizismus und höfisches Wesen: alles dies wirkt zusammen. Aus den mächtigen, grollenden Landesherren werden reich dekorierte Hofschranzen, aus den einst stürmischen Ständeversammlungen mit der Zeit pompöse Gratulationscouren. Es ist bezeichnend: zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wurden den Ständemitgliedern aus allerhöchster Gnade schöne, rotseidene, goldstrotzende Uniformen bewilligt. Freilich, diese Mitglieder der Stände wurden auch materiell entschädigt: die fetten Stellen im Heere, die besten Pfründen in der Kirche, adelige Offizierskorps für die Söhne, adelige Damenstifte für die Töchter und die Hälfte der Beamtenstellen — für die andere Hälfte freilich benötigte man vorgebildete bürgerliche Juristen. Und noch etwas: der Bauer bleibt ihnen ausgeliefert in Hörigkeit und Güterlegung, bis der Absolutismus so stark geworden ist, dass er sich auch dem niederen Volke, von dem er Soldaten und Steuern bezieht, als Retter zuwendet und die Bauernbefreiung mit Vorsicht in Angriff nimmt.

Aber all dies sind nur Einzelheiten; denn eigentlich ist es eine führende *Idee, welche den Habsburgern den Sieg bringt: sie bemächtigen sich der Verwaltung*, d. h. sie übernehmen jene großen Aufgaben, um derentwillen damals der Staat bestand. Sie übernehmen die Aufgaben des Krieges, der Rechtsprechung und der Polizei. Diese drei Aufgaben erfüllen damals, im Gegensatz zu den weit zahlreicheren Aufgaben, die wir heute von der Verwaltung verlangen, den Staatszweck, und als Repräsentant dieser Verwaltungsaufgaben überwindet das Erzhaus die anfangs weit mächtigeren Stände, die eigentlich nur den Gedanken eines engeren Privatinteresses Gedanken der Selbstsucht entgegenzustellen vermögen. So war — um einen Ausdruck aus Ibsens *Kronprätendenten* zu gebrauchen — der große Königsgedanke beim Erzhause und nicht bei den oft verzweifelt kämpfenden Ständen. Mag das Bild des Kampfes, den das Haus Habsburg mit den Ständen führte,

im einzelnen noch so verschieden koloriert erscheinen, mögen Licht und Schatten im Detail oft ganz anders wirken: die Idee der fortschreitenden Verwaltung war bei ihnen, und deshalb gelang es ihnen, die Staatsidee durch den Absolutismus hindurchzuführen.

Nun kommt das Jahr 1848, der große Wendepunkt in den Verfassungen der europäischen Völker; der Absolutismus zerbricht, und für das Zusammenleben der sich selbst bestimmenden Nationen innerhalb des Staates ist gar keine Vorbereitung getroffen. Infolgedessen regen sich die extremsten nationalen Wünsche, insbesondere bei den freiheitliebenden Magyaren, die zum Aufstande greifen und in kriegsmäßig geführten Feldzügen zurückerobert werden müssen. Die Revolution des Jahres 1848—49 wird auf der ganzen Linie besiegt, zehn Jahre lang herrscht verschärfter Absolutismus, bis zu Beginn der sechziger Jahre eine neue Konstitution einsetzt, die mit geringen Unterbrechungen und unter mannigfachen Wandlungen bis heute herrscht.

Diese letzten sechzig Jahre österreichischer Geschichte sind ein überaus lehrreiches Schulbeispiel für den Versuch des Zusammenlebens der verschiedensten Nationen innerhalb desselben Staatsgebildes.

Was der patriarchalische Absolutismus früherer Jahrhunderte langsam und oft unmerklich versucht hatte, die Verschmelzung der Nationen zu einem einheitlichen Staatsvolke, das wollte der nach der Revolution durch Militärgewalt sieghafte Absolutismus in kürzester Zeit gewalttätig und mit Polizeimitteln nachholen. Hatte der alte Absolutismus die Nationen als solche möglichst wenig beachtet, glaubte er sie übersehen zu können und nicht beachten zu dürfen, so wollte jener neue Absolutismus sie unterdrücken. Aber das Experiment, ein gemeinsames österreichisches Staatsvolk zu züchten, ist als gänzlich missglückt zu bezeichnen. Nicht ein charakterloses Volksgemisch entstand, vielmehr erwachte jede Nation zu ihrer Eigenheit; ja die schlummernden wurden erst recht erweckt, und anstatt allerorten die von Staats wegen gewünschte Mischehe einzugehen, sonderten sie sich erst recht.

Der Absolutismus, der diese seine Hauptaufgabe nicht lösen konnte, scheiterte auch auf anderen Gebieten: auf dem der äußeren Politik und dem der inneren Verwaltung, insbesondere finanziell.

Und so war eine neue Verfassung innere und äußere Notwendigkeit des Staates. Wiederum stand man vor dem Problem, welches 1848 den Staat erschüttert hatte und damals nicht gelöst, sondern niedergedrückt worden war, nämlich: wie sollen sich die Völker selbst regieren, ohne sich zu bekämpfen und ohne dass der Staat darüber in die Brüche geht? Fünfzig Jahre würgen wir an diesem Problem. Der Außenstehende hört nur von Streit und Lärm und zuckt vorwurfsvoll oder mitleidig die Achseln, und die Beteiligten selbst, befangen in den Kämpfen des Tages, rufen ihre Schmerzen leidenschaftlich in die Ferne hinaus, so dass das allgemeine Urteil verwirrt wird.

Ich möchte versuchen, ohne die verwickelten Einzelheiten wiederzugeben, die leitenden Gesichtspunkte und den Gang der Entwicklung kurz darzustellen. Vor allem ist es Tatsache, dass wir vieles systemlos angepackt und planlos von einem Extrem ins andere geschwankt haben. So wie dem 1848 gestürzten Absolutismus unvermittelt eine äußerst liberale Verfassung folgte, so wurde diese in den fünfziger Jahren durch einen „verschärften“ Absolutismus ersetzt, den anfangs der sechziger Jahre eine vorsichtige Konstitution ablöste, die man 1865 wieder sistierte, bis 1867 dauernde Bürgschaften der Verfassungsmäßigkeit gegeben wurden. Desgleichen schwankte der Staat zwischen dem starrsten Zentralismus und dem gegensätzlichsten Föderalismus und einem Zwittergebilde beider. Endlich begünstigte er bestimmte Nationen, um gerade diese gelegentlich einzuschüchtern und sich dann wieder auf sie zu stützen — gleichsam eine Rückkehr zur ersten Liebe.

Aber bei alledem zeigt sich dem schärfer Zusehenden im Chaos doch ein Bild organischer Entwicklung, dessen Marksteine folgende sind:

Eine Mischung der Nationen lässt sich nicht erzielen — also soll *ein* Volk Staatsvolk sein, das hiezu am meisten ge-

eignete, weil zahlreichste und kulturell am meisten entwickelte: das deutsche; also Germanisierungstendenzen. Als dieser Versuch missglückte, weil auch das deutsche Volk nicht stark genug war für die ihm auferlegte Rolle, teilte man die Last, und was westlich von der Leitha den Deutschen zufiel, sollte östlich von ihr Aufgabe der Magyaren sein. Das ist die Idee des Dualismus, der 1867 die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn schuf. Aber auch die Zweiteilung genügte nicht; durch die Sonderstellung Kroatiens im Süden und Polens im Norden sollte die Rolle auf noch mehr Mitwirkende aufgeteilt werden — dann schien die Aufsaugung der kleineren Völker besser zu gelingen. Aber nur zu bald zeigte es sich, dass niemand Lust hatte, sich aufsaugen zu lassen. Und da taucht ein neuer Gedanke auf, ich möchte ihn das Schaukelspiel nennen, wo in reizvoller Abwechslung eine Nation gegen die andere ausgespielt wird, und zwar in zwei Varianten: einmal wird der Kleinere gegen den Starken aufgegeben; das anderemal umgekehrt.

Weil aber alle diese Lösungen, trotz gelegentlicher Gewaltanwendung, eigentlich keine Lösungen waren, so entwickelte sich aus alledem schließlich eine Idee: Opfertiere gibt es überhaupt nicht mehr. Jedes Ausspielen muss aufhören, und langsam bereiten sich Ausgleich und Kompromisse vor, welche dem Gedanken: Leben und leben lassen! in unendlich verfeinerter Form Raum geben.

Wenn wir uns rückblickend zu diesen Tatsachen — die ja nicht ganz so schematisch verlaufen sind, wie ich sie hier geschildert habe — in den nötigen Abstand versetzen, so zeigt sich ein Entwicklungsgang. Eine leitende Idee ist da, zu der wir uns durchgerungen haben. Es ist nicht mehr die Gewalttätigkeit eines brutalen Polizeistaates. Das bisherige negative Ergebnis ist: Lösungen, die auf Brutalität beruhen, haben wir versucht und aufgegeben; sie liegen hinter uns. Der positive Erfolg aber ist der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit, ein Lösungsversuch, der jede Individualität anerkennt, sie fördert und sie nur soweit im Zaume hält, dass die anderen daneben bestehen können. Diese Erkenntnis ist uns am eigenen Leibe gekommen: um seiner eigenen Exi-

stanz willen muss Österreich ein Staat der ausgleichenden Gerechtigkeit sein, der die einander widerstrebenden Völker verbindet, ohne sie zu unterbinden.

Damit ist Oesterreich, ob es nun möchte oder nicht, gezwungen, eine Stufe sittlich höherzustehen als mancher andere Staat. Andere Staaten, auch wenn sie national nicht einheitlich sind, können so manche sittliche Frage des Völkerbeisammenseins ungelöst lassen. England zum Beispiel hat sich jahrhundertlang gegenüber Irland über solche Fragen einfach hinweggesetzt und Irland bewusst ungerecht behandelt. Wir aber kommen zu der unabweislichen Einsicht, uns solcher Ungerechtigkeiten zu enthalten, weil wir auf Schritt und Tritt solchen irischen Fragen begegnen. Deshalb befinden wir uns in einem gewaltigen Ringen um die Völkerprobleme des Beisammenlebens auf Grund der Gerechtigkeit und Wahrheit, wie sie kaum je in der Weltgeschichte ein Staat durchgemacht hat.

Freilich möchte ich mich hüten, zu viel zu sagen. Es wäre verfrüht, zu behaupten, dass wir das Sphinxrätsel unseres Daseins bereits gelöst haben, und obendrein in mustergültiger Weise. Ich möchte nur behaupten: wir ringen noch um die Erkenntnis, und der gute Wille ist vorhanden. Obgleich wir noch nicht am Ziele sind, sind wir doch auf dem Wege.

Damit ist die Stellung Österreichs in der europäischen Völkerfamilie gegeben und zugleich seine Stellung im jetzigen Völkerkriege wie im kommenden Frieden.

Österreich mit seinem Völkergemisch ist ein Europa im kleinen. Europa besteht in der Hauptsache aus Germanen, Romanen und Slawen, ferner aus Mischlingen und eingesprenkten Volkssplittern. Genau ebenso Österreich: fast alle europäischen Nationen sind hier versammelt; ja es scheint, wir hätten noch mehr Nationen als ganz Europa zusammen.

Für die europäische Friedensfrage gibt es nun eine ganz klare Alternative: entweder diese Nationen vertragen sich, oder sie tun es nicht und bekämpfen einander fortgesetzt. Der kommende Friede ist entweder ein Dauerfriede oder eine Art Waffenstillstand: die Pause für die Fortsetzung in der nächsten Nummer. In dem ersten Falle wird es sein wie auf dem Balkan, wo dem ersten Balkankrieg ein zweiter, nötigen-

falls ein dritter folgt und so fort. Ja, das Ende ist überhaupt nicht abzusehen; denn dies hat der bisherige Verlauf der Ereignisse deutlich erwiesen, dass es beinahe unmöglich ist, eine Nation, einen Staat durch einen andern oder auch durch einen Bund der andern gänzlich zu vernichten. Ganz unterkriegen lässt sich keines der europäischen Völker; selbst die kleinste Nation ist unausrottbar, es sei denn, sie ginge an innerer Fäulnis zugrunde. Alle Spekulationen, selbst hilflose und isolierte Völker aus der Weltkarte zu streichen — denken Sie an die Irländer! — haben sich als verfehlt erwiesen. Wenn dies schon beim dürrn Kleingestrüpp nicht gelingt, um so weniger beim starken, grünen Holze der Großstaaten. Freilich, zu Beginn des Krieges hielt man so etwas noch für möglich. Heute gibt es da beiderseits keine Illusionen mehr; alle Großmächte sind ziemlich unvertilgbare Größen. Nach einiger Zeit steht auch der zu Boden geworfene Feind wieder auf, und also kann sich der Kampf endlos erneuern, wie bei den Helden der Walhalla, die sich bei Nacht regenerieren — nur mit dem Unterschiede, dass sich Europa nicht so über Nacht erholt. Die andauernde Selbstzerfleischung dürfte es von der stolzen Höhe stürzen, der beinahe kleinste und doch größte Erdteil zu sein, und schon stehen andere Erdteile bereit als lachende Erben. Das wäre die erste Alternative des Dauerkrieges und sein voraussehbares Ergebnis.

Dieser Ausblick in die Zukunft erscheint uns geradezu unerträglich, und ich wende mich der zweiten Möglichkeit zu, der nämlich: die Völker Europas vertragen sich auf die Dauer. Der Wunsch wäre da; aber wie lässt er sich erfüllen? Da sich die Völker Europas nicht wechselseitig vernichten und noch weniger verdauen können, so müssen sie einander leben lassen. Leben aber bedeutet zugleich, sich entwickeln können. Jede Entwicklung nun kann auf zwei Arten vor sich gehen: durch eigene Arbeit oder auf fremde Kosten, raubtierartig durch Eroberung oder innerhalb eines festen Rahmens, welcher bestialische Naturtriebe bändigt, Eroberungen ausschließt. „Leben und leben lassen!“

Mit andern Worten: bevor man mit dem Dauerfrieden rechnen kann, muss dessen Voraussetzung gegeben sein. Es

muss zuvor die völkereinigende Formel gefunden und durchgesetzt werden, die die natürlichen Gegensätze überbrückt. Also eine Lösung, welche zugleich das Lebens- und Entwicklungsbedürfnis befriedigt und über das Sonderinteresse hinaus das gemeinsame Ruhebedürfnis verbürgt. Das Betrüben- de an der Sache ist nun dies: die völkerbeglückende europäische Formel hat bisher noch niemand gefunden.

Die Vorschläge gewisser Friedensfreunde in allen Ehren, die, solche Vorbedingungen kühn überhüpfend, schon jetzt den Völkerfrieden predigen; aber den lebendigen Beweis ihrer Richtigkeit, den Erfolg, haben sie noch nicht aufzuweisen. Sagen wir es gerade heraus: unerprobte Vorschläge nützen da blutwenig. Auch hier gilt der Satz: Probieren geht über Studieren. Auch dieses schwere Problem muss greifbar und Schritt für Schritt durchgekämpft werden, bevor die Lösung da ist.

Diesem Gedankengange entspricht genau das, was so viele denkende Menschen, ja was angesichts des uns aufgedrungenen Krieges — wie er allseits in wohl seltener Einmütigkeit genannt wird — die große Mehrheit sagt: „Das Friedensproblem kann nur auf Grund zahlreicher vorhergehender Kriege gelöst werden.“ Das wäre ein unendlich trauriges Ergebnis, und damit stünden wir wieder auf dem alten Flecke.

Ist dies wirklich das Ende unserer Weisheit? Ist es wirklich unmöglich, die Lösung der europäischen Friedensformel anders als auf dem Kriegspfade zu finden? Ich denke anders; ich meine, gerade für eine ganz konkrete und schrittweise Lösung gibt es ein Experimentierfeld, dessen Vorarbeiten dem größeren Gebiete zunutze kommen. Dieses Experimentierfeld ist Österreich-Ungarn. Das getreue Spiegelbild Europas, hier ist es gegeben, und die Interessengegensätze — das wissen wir leider nur zu genau — prallen hier ebenso hart aneinander.

Soweit geht die Analogie ganz prachtvoll, und nun kommt der große Unterschied. Die europäischen Staaten können sich, wenn sie aufhören sich zu vertragen, bekriegen. Sie können ihre Armeen gegeneinander ins Feld führen; die innere Wut

kann sich in Kanonen entladen. Aber die österreichischen Völker können dies nicht. Mit Armeen können sie nicht gegeneinander ziehen, denn die Armee steht nicht im Dienste der einzelnen Nationen, sondern des gesamten Staates. Also befinden wir uns schon heute in derselben Lage, in welcher Europa wäre, wenn es im Sinne gewisser Friedensbestrebungen keine Sonderarmeen gäbe, sondern eine gemeinsame europäische Exekutiv- und Friedensgewalt. Und deshalb bildet Österreich für das große europäische Problem, wie die heftigen Interessengegensätze, wenn schon nicht liebevoll, so doch ohne Gewaltanwendung zu lösen wären, das Versuchsobjekt. Gelingt es Österreich, sein eigenes Staatsproblem — sei es auch nur einigermaßen und schrittweise — zu lösen, so ist damit die europäische Lösung schrittweise vorgerückt. Gelingt es hier, so kann es dort gelingen. Misslingt es hier, zerbricht der Staat an seinen Problemen, so ist Europa um eine Friedensaussicht ärmer; dann droht immerhin der Balkankrieg in Permanenz.

Österreich ist somit sozusagen das europäische Versuchskaninchen, und alle Experimente, die an dem Körper dieses wenig beneidenswerten Objektes vorgenommen würden, müssten die Völker Europas im höchsten Grade interessieren — *res tua agitur*.

Inmitten des Ringens nach Lösung unseres Staatsproblems ist der Krieg hereingebrochen. Er wollte die Lösung verhindern. Österreich sollte zersprengt werden, bevor es sich konsolidierte; und mit Österreich sollte die friedliche Völkergemeinschaft Zentraleuropas zerfallen. Wenn hier, in dem Treffpunkte aller europäischen Nationen, eine Symbiose, ein Beisammenwohnen vieler Nationen, vernichtet würde, dann wäre es mit der europäischen Völkergemeinschaft aus, dann tritt an die Stelle der Gemeinschaft das Ringen um die Weltherrschaft. Das ist der Dauerkrieg an Stelle des Dauerfriedens.

Das bisherige Gesamtergebnis des Krieges ist: Österreich hat innerlich und äußerlich standgehalten trotz der schwersten äußeren Bedrängnis, trotz schwerer innerer Versuchungen. Wenn Österreich, wie wir zuversichtlich an-

nehmen, auch fernerhin standhält, dann hält und erhält es nicht nur sich selbst, dann liefert es zugleich den Beweis, dass eine menschliche Organisation, die oberhalb der Nationen steht, genügend innere Kraft und genügend äußere Widerstandsfähigkeit besitzen kann, um sich gegen die schwersten äußeren und inneren Erschütterungen zu behaupten; und darum dürfen wir kühnlich sagen: mit uns steht und fällt nicht nur das eigene Haus, mit uns steht und fällt zugleich Europa. Deshalb ist unser Kampfziel nicht bloß Selbsterhaltung, sondern auch Erhaltung der europäischen Kultur und der europäische Dauerfriede, dessen Ziel die Symbiose der europäischen Staaten ist im Gegensatz zur Weltherrschaft eines oder mehrerer Staaten, die die Erde unter sich aufteilen und die anderen vom Meere absperren.

Das Nebeneinanderleben Gleichberechtigter bedeutet den Sieg des österreichischen Staatsgedankens und seine Anwendung auf Europa.

WIEN

CARL BROCKHAUSEN



MÜHSAL

Von MAJA MATTHEY

Aus dem Tale steigt die Nebelwand
Senkrecht in den fahlen Morgenschein.
Träg, ein farbentotes Trauerband
Fließt der Fluss lautlos landaus, landein.

Zeichnet müde seine graue Bahn,
Ohne Glanz und Glück und Wellenschlag,
Armut, die mühselig wälzt heran
Alte Lasten in den neuen Tag.

